

Kulturelle Grenzüberschreitungen zwischen Dekonstruktion und Verwertung

Kien Nghi Ha

Waren in der europäischen Kulturgeschichte starre, hierarchische und von binären Entweder-Oder-Gegensätze geprägte Denk- und Wahrnehmungsschemata vorherrschend, werden in der gegenwärtigen Debatten um kulturelle Hybridität inzwischen die genau entgegengesetzten Attribute und Prämissen betont. In der internationalen Kulturproduktion ebenso wie in der geisteswissenschaftlichen Diskussion findet eine bemerkenswerte Umkehrung epistemologischer Traditionen statt. Vor dem kulturgeschichtlichen Hintergrund einer massiven Abwertung, Pathologisierung und Unterdrückung der Hybridisierung erscheint die heutige Neuausrichtung und Neubewertung von Uneindeutigkeit mit ihren Zwischenräumen und In-Between-Kategorien zunächst als ein notwendiger epistemologischer Bruch. Statt der Produktion sozio-kultureller und politischer Grenzziehungen wird ihre Dekonstruktion und Verflüssigung betont. Diese Entwicklung ist konstruktiv, um sich von ideologischen Überformungen in Folge von Jahrhunderten alten Stereotypbildungen und hierarchischen Kategorisierungen wie „Rasse“, Gender und Nationalkultur im eurozentristischen Macht/Wissens-Komplex zu emanzipieren. Dadurch wird eine pragmatische, machtsensitive und realitätszugewandte Wahrnehmung von Kulturprozessen eher zugänglich.

Dekonstruktion von sozio-kulturellen Grenzregimen

Die Anerkennung von Hybridität geht meist mit einem Plädoyer für einen selbstverständlichen Umgang mit hybriden Übergängen, Vermischungen, Überlagerungen und Ambivalenzen in allen Bereichen des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens einher. Statt von einer zu bewahrenden Abgrenzung, höherwertigen Reinheit oder prinzipiellen Unvereinbarkeit des Authentischen mit dem konstruierten Anderen auszugehen, sprechen sich Hybriditätsansätze für eine

Perspektive aus, in der die Reflektion gesellschaftlicher Vorgänge – um eine bekannte Umschreibung von Stuart Hall zu bemühen – mit dem „Denken an der Grenze“ assoziiert ist. Gerade die Einbeziehung von Randpositionen und Verortungen, die nicht im Mainstream liegen, soll zur einer Dezentrierung von Machtverhältnissen beitragen. Dadurch soll der Blick für die Geschichten jener Minderheiten freigemacht werden, die bisher aus den offiziellen Repräsentationen und Narrationen der Dominanzgesellschaft ausgeschlossen wurden. Da die kulturelle Hybridisierung wie bei Homi Bhabha als nicht festlegbare „third spaces“, also als permanente Grenz- und Transiträume gedacht werden, hat sich die theoretische Analyse zudem um Fragen von durchlässigen, instabilen wie uneindeutigen kulturellen Präsenzen erweitert.

Der Abschied von historischen Gewissheiten und vermeintlich widerspruchsfreien universalistischen Großtheorien, die in ihrem uneinlösbaren Anspruch alles erklären und alles erfassen zu können, weder ein internes noch ein externes Anderes zulassen, wurde als große Erleichterung freudig begrüßt. Statt Eingrenzung und Unterdrückung des Differenten feierten Widerstandmodelle wie die des dezentral, horizontal und netzwerkartig strukturierten, scheinbar wild und grenzenlos wachsenden Rhizoms von Gilles Deleuze und Felix Guattari Premiere. Diese Metapher der Entwurzelung korrespondiert mit nomadischen Denkbewegungen, die in stetig weiterziehenden, niemals im Stillstand befindlichen Fluktuationen alternative Kultur- und Gesellschaftsbilder entwickelten. Die Entgrenzung produziert instabile, unscharfe und stetig umkämpfte Prozesse, Formierungen und Kräfteverhältnisse, die alle Sphären der Gesellschaft einschließlich ihrer Institutionen und Subjekte durchziehen.

Im Gefolge dieser kritisch intendierten Wissenschaftsströmungen wurde die Dekonstruktion sozialer Grenzmarkierungen explizit. Ebenso wie die kulturellen Zeichen und Symbole der Identitätsbildung und Differenzsetzung hinterfragt wurden, erschien auch der vergeschlechtlichte, rassifizierte und durch sozialen Habitus geprägte Körper nun weit mehr zu sein, als nur die biologische Grundmasse der Gesellschaft. Die gesellschaftlichen Bedeutungen des mehrdimensionalen Körpers

erschließen sich erst in ihrer ganzen Fülle, wenn er als ein Feld sozialer Konstruktionen und Einschreibungen analysiert wird. Die entnaturalisierende Demystifizierung der Körpers als Kristallisationsraum sozialer Kämpfe, die sich kontingent zwischen der Macht von Diskursen und Gegendiskursen, biopolitischen Praktiken und staatlichen Regulationen, aber auch den unberechenbaren individuellen Eigensinn bewegen, weist darauf hin, dass der Körper sowohl als Ausgangs- und Projektionsfläche von Selbst- und Fremdbilder wie auch als eigenständiger Handlungsträger anzusehen ist.

Hybridität als postmoderner Nachfolger des Multikulturalismus

In den von sozialer Ungleichheit und strukturellen Rassismus betroffenen westlichen Einwanderungsgesellschaften erleben wir eine breitgefächerte und sich weiter kulturell ausdifferenzierende Konsumökonomie. Seit Jahrzehnten zieht sie ihren Reiz und Gewinn aus dem genüsslichen Spiel mit Differenzen. Um die individuell unterschiedlich definierten Ziele zu erreichen, setzt jeder in diesem nicht nur den Marktgesetzen unterworfenen Tauschverhältnis die jeweils verfügbaren Ressourcen ein. Während die Mitglieder der Dominanzkultur aus einer gesicherten Position mit ihrem Kapital meist als Konsumenten agieren können, müssen prekarisierte Gesellschaftsmitglieder in der kapitalistischen Arbeitsteilung die Nachfrage bedienen, um selbst über die Runden zu kommen. Da migrantische Subjekte und People of Color oftmals durch ethnische Schließungen des Arbeitsmarktes, Bildungsbenachteiligungen und anderen Formen der Diskriminierung unterschichtet sind, haben sie nur die Möglichkeit neben ihrer nackten Arbeitskraft auch besondere kulturelle Ressourcen anzubieten, die aus der Sicht der Käufer, Klienten und Kunden attraktiv erscheinen. Um die Kundenbindung zu maximieren, erfolgreich und konkurrenzfähig zu sein, müssen sie in diesem kulturalisierten Markt die Kundenwünsche letztlich so gut wie möglich befriedigen und als cultural entrepreneurs erfindungsreich und hybrid sein, um neue Märkte und Bedürfnisse zu kreieren.

Die strategische Selbstexotisierung steht in einem abhängigen Verhältnis zur Fremdethnisierung, die MigrantInnen und People of Color zu Fremdkörpern erklärt. Als Sündenböcke der Nation wie als Objekte der Ausgrenzung und Hierarchisierung erleichtern die Geotherten einerseits die Definition der eigenen Gemeinschaft, da sie all das sind was wir zum Glück nicht sind. Andererseits ermöglichen sie als fremd gemachte Andere aber auch eine profitable und lustvolle Identifikation, indem sie als Ressourcen des Differenzkonsums, als begehrte Ware, als Träger kultureller Rohstoffe oder auch nur als kostengünstige Dekoration verwertet werden. Während die dominante Seite durch den Kulturkonsum in ihrer privilegierten Position bestätigt wird und sich durch die Aneignung exotischer Attribute und das kulturelle Kapital des Anderen aufwertet, bleiben die Anderen – von individuellen Erfolgsgeschichten abgesehen – in einer subordinierten Position. Das hat den unangenehmen Nebeneffekt, dass die Anderen etwa in ihrer Rolle als Servicepersonal des lokalen Ethnic Food Markts, als tanzende und singende Medienikonen in bunten Bollywoodfilmen oder als ausbeutbare Bestellwaren in internationalen Heiratskatalogen festgeschrieben werden. Dadurch werden sowohl ethnisierte Stereotype als auch die gesellschaftlich vermittelte ungleiche Arbeits-, Wohlstands- und Machtverteilung weiter verfestigt. Solange die Aufwertung des Anderen etwa als kulturelle und ökonomische Bereicherung funktional und sein Wert von den Interessen und Prioritäten der Dominanzgesellschaft abhängig ist, stellt sich die Frage, inwieweit die heutige ethnisierte Kulturökonomie an koloniale Moden anknüpft. Ob Grenzüberschreitung und Vermischung als positive Veränderungen begrüßt oder als bedrohlich wahrgenommen wurden und werden, hängt dann nicht zuletzt von der Perspektive oder der ideologischen Ausrichtung des jeweiligen Diskurses ab. Obwohl nicht notwendigerweise intendiert, geht mit der Aufwertung auch eine Form der Exotisierung von Anderssein einher. Es ist zu befürchten, dass der Hybridisierungsansatz in dieser Frage die Defizite des Multikulturalismus verstärkt.

Die Verbindung zwischen struktureller Gewalt, Aneignung und Konsum ist im Grunde nichts Neues: Die unterschiedlichen rassistischen Praktiken changierten von

Anfang an ambivalent zwischen Selbstfindung und Fremdmachung, Dehumanisierung und gleichzeitiger Bewunderung, Ablehnung bis hin zur roher Gewalt und Suche nach Intimität. Auch die koloniale Kultur kannte etwa Phasen der Chinoiserie und Faszination mit anderen außereuropäischen Hochkulturen wie dem alten Ägypten. Ebenso war ihr das Verlangen nach dem „guten Wilden“ und dem „Primitiven“ mit seiner als rein und unverfälscht wahrgenommenen natürlichen Kultur nicht fremd. Gerade ihre vermeintliche Freiheit und Fremdheit von den Zumutungen der Zivilisation weckte europäische Begierden. Die Ambivalenz des Rassismus ermöglichte eine Ökonomie zugunsten weißer Bedürfnisse und bediente einseitig die Neugier, die von medialen Repräsentationen außereuropäischer Lebensräume, über die Aneignung fremdartiger Kolonialwaren bis hin zu den gigantomantischen Kolonialausstellungen und Menschenzoos reichten.

Perspektiven

Die Einschätzungen, welche Auswirkungen der Hybriditätsansatz in Verhältnis zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheiten hat, gehen auseinander: Einige TheoretikerInnen behaupten, dass die Hybridisierung die alten Grenzziehungen und Identifikationsmodelle obsolet machen. Die Betonung von zusammengesetzten Identitäten und unterschiedlichen kulturellen Herkünften hat im Vergleich zu den kollektivierenden Elementen des Multikulturalismus eine differenziertere Diskussion ermöglicht. So hat Bhabha wiederholt darauf hingewiesen, dass er das vergemeinschaftende, mystifizierende und in sich geschlossene Kulturverständnis des Multikulturalismus ablehnt. Sein Konzept der Hybridität hat er als Alternative zu den tradierten Essentialismen und den dominanten nationalen Narrationen präsentiert. Ob die damit einhergehenden Machtbeziehungen sich dadurch graduell auflösen, bleibt umstritten. Stimmen, die wie Irmela Schneider vorsichtiger sind, wenden ein, dass „das Hybride nicht den Gegenbegriff zum Hierarchischen und Hegemonialen, sondern zum Binären und Dichotomischen“ bildet. Selbst wenn die Hybridisierung zur Auflösung oder Verschiebung von alten Grenzziehungen beiträgt, kann derselbe Prozess gleichzeitig auch zur Bildung von neuen Ausschlüssen und

Hierarchien führen. In der Tat scheint es so zu sein, dass die Hybridität in der realen Welt häufig nicht grenzenlos funktioniert und nicht jeder auf der Vermischungsparty gleichermaßen willkommen ist bzw. alle kulturellen Backgrounds voraussetzungslos dort als gleichwertig angesehen werden. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die dominanten Normen, die mit erfahrbaren Machtverhältnissen und materiellen Werten verbunden sind, auch im Hybridisierungsprozess als limitierende und steuernde Ausschluss- und Selektionskriterien einflussreich bleiben. Inwieweit die Betonung kultureller Hybridisierungsprozesse die prinzipiellen Beschränkungen der multikulturellen Bereicherungslogik und der damit verbundenen Kosten-Nutzen-Rechnung tatsächlich überwindet, ist meines Erachtens nach offen und diskussionswürdig.

Die Diskussion um Hybridität hat auf die Wichtigkeit der Frage nach Grenzformierungsprozessen und die Möglichkeiten ihrer Überwindung bzw. Subversion hingewiesen, wodurch neue Perspektiven denkbar wurden. Sogar für das migrationspolitische Entwicklungsland BRD ist anzunehmen, dass die politische Kultur eines Tages nicht nur hyphenated-identities wie deutsch-türkisch oder asiatisch-deutsch offiziell anerkennt, sondern darüber hinaus geht. Die zunehmende Akzeptanz von Hybridisierungsdiskursen und Hybriderscheinungen erfüllt in diesem Rahmen eine notwendige intellektuelle wie gesellschaftliche Modernisierungsfunktion. Fragen der Grenzüberschreitung betreffen unweigerlich die Identität einer Gesellschaft und ihrer Kultur, da Strategien der Selbstvergewisserung ebenso wie Prozesse gesellschaftlicher In- und Exklusionen betroffen sind. So gesehen lässt sich der Diskurs über Hybridisierung auch immer als gesellschaftliche Zeitdiagnose lesen.